Eine Schulbank ist für Knaben wohl selten sehr begehrlich;
Eine Sandbank wird den Schiffen auf Meeren oft gefährlich;
Eine Geldbank läßt gewißlich man sich hier schon gefallen;
Doch ein FAIRBANK liefert Seife Euch, die beste unter allen.

Jedermann gebraucht Santa Claus Seife. N. K. FAIRBANK & CO. CHICAGO.

PYNCHON & BOWMAN
Mount Forest Addition.
Geld zu verleihen
an solche Leute, welche Häuser zu bauen gedenken.
1 und O Strasse.

JOHN BURSHEK,
Schneidermeister.
Die modernsten Anzügen werden nach Maß angefertigt. Auch hat derselbe in seinem Lager
Feine Cigrren und Tabak stets vorräthig.
1237 O Straße, Lincoln, Neb.

L. Meyer & Co.,
Groß- und Kleinhändler in
DRY GOODS and GROCERIES.
Ostseite Government Square,
LINCOLN NEB.

E. R. GUTHRIE, 1540 O ST.,
Händler in
Galawagen und
Reit- und Pferdegeschirre.
E. R. Guthrie verfügt über die prächtigste und reichste Auswahl von Wagen in Lincoln. Kaufet nicht, bis ihr sein Wagenlager in Augenschein genommen habt. Ihr werdet eine günstige Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen, wenn ihr nicht vorsprechet; ferner verfügt diese Firma über den größten Vorrath in „Bicycles."
1540 O Strasse.

"Merchants' Exchange!"
— von —
JOHN BAUER,
915 O Straße, Gegenüber der Post-Office. Lincoln, Neb.
Großer Lunch von 9 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abds.
Der Besitzer dieses prächtigen Lokales wird nur Waaren der feinsten Qualität führen und seinen Kunden in der zuvorkommendsten Weise das weltberühmte Dick Bros. Lagerbier credenzen.

Schiller and Ottens
128 südl. 10. Str.,
LINCOLN, NEBR.
Das berühmte
Anheuser-Busch Bier
stets frisch an Zapf.
Ebenfalls die besten Weine u. Cigarren.

J. B. Trickey & Co.
Uhrmacher u. Juwelenhändler,
1035 O Straße, Lincoln, Nebr.
Die alte renommirte Juwelen-Handlung können wir dem Publikum wegen der Solidität und Eleganz der Waaren, sowie der mäßigen Preise bestens empfehlen.

Hermann Brothers
Kleider und Herren-Garderobe-Artikel.
1017 & 1019 O Strasse. Lincoln, Nebr.

Der beste "Refrigerator", welcher je in den Markt gebracht wurde ist der
"WISCONSIN PEERLESS!"

Die Wände sind mit mineralischen Substanzen angefüllt, welche keine Wärmeleiter sind.
Leicht zu Reinigen.
Aus Eichen- oder Eschenholz hergestellt.
Man erzielt gute Resultate mit wenig Eis.
Dieselben werden in jeder Größe und Façon hergestellt für Familien, Hotels, Fleischer oder Colonialwaaren-Händler.
Kaufet keinen „Refrigerator," welcher hohl oder mit Holzkohlen ausgefüllten Wänden.
Wegen eines Catalog's wendet euch an die
Wisconsin Refrigerator Co.,
oder an
Lee, Clarke, Andreesen, Howe
Company Omaha Neb

Ebbe und Fluth.

Roman aus dem Hamburger Leben.

Von Friedrich Jacobsen.

1. Kapitel.

Vor einem vierstöckigen Hause der Fischerstraße in der Vorstadt St. Pauli hatte sich in vorgerückter Nachmittagsstunde eine größere Menschenmenge angesammelt.

Irgend ein besonderes Ereigniß mußte die Neugier der Hamburger erregt und ihre Geschäftigkeit, wenn auch nur für wenige Augenblicke, unterbrochen haben, aber man hörte nur gedämpfte abgerissene Bemerkungen, kein Lachen und keinen Witz.

Aller Augen waren mit einer gewissen Spannung auf die Thür des baufälligen, düsteren Hauses gerichtet, und als in diesem Augenblick ein Schutzmann aus dem Flur auf die Straße trat, wurde er von verschiedenen Seiten mit Fragen bestürmt.

Der Beamte steckte ruhig sein Notizbuch, welches er noch in der Hand hielt, unter die Uniform und sagte so laut, daß auch die Fernstehenden es hören konnten: „Geht nur weiter, Leute, es ist nichts Besonderes, da drinnen hat sich Einer die Kehle abgeschnitten, das ist Alles."

Die gleichmüthig ausgesprochenen Worte wirkten. Einige Weiber sagten wohl: „Ach Gott!" und warfen noch einen scheuen Blick an der Front des Hauses hinauf; die Meisten aber drängten sich achselzuckend weiter, und nach wenigen Minuten hatte der Verkehr in der engen, ärmlichen Straße sein gewöhnliches Aussehen wieder gewonnen.

Ein Apfelsinenhändler, dessen Karren in dem Gedränge stecken geblieben war, legte sich mit doppelter Wucht in's Geschirr und rief sein eintöniges: „Frische Apfelsinen!" Und ein betrunkener Eckensteher folgte ihm in einiger Entfernung mit dem ebenso monotonen Reimruf: „Wer se köst, is en Swien!" und Diejenigen, welche soeben noch scheu geflüstert hatten, belachten den platten Witz und hetzten den Händler zur handgreiflichen Entgegnung auf.

* *

In dem Hause, in welchem der Selbstmord vorgefallen war, herrschte eine unheimliche Stille; selbst in dem vierten Stock, wo der Todte, der Kommissionär Jakob Brinkmann, lag, hörte man kein Klagen und kein Weinen, obwohl gerade das Haupt der Familie Hand an sich gelegt hatte.

Freilich, es mochte an dem Manne nicht viel verloren sein!

Jakob Brinkmann hatte einst bessere Tage gesehen; er war noch bis vor wenigen Jahren vereidigter Schiffsmakler gewesen, hatte im südlichen Theile der Stadt, in der Deichstraße, ein eigenes Haus besessen und das Vertrauen vieler Rheder und Großhändler genossen.

Allmälig war das anders geworden; Einige meinten, er hätte an der Börse gespielt und zwar unglücklich; Andere behaupteten, er habe sich dem Trunke ergeben und seine Geschäfte vernachlässigt; vielleicht war beides der Fall und eines die Folge des anderen; jedenfalls war sein vollständiger Ruin erst vor zwei bis drei Jahren infolge eines Prozesses hereingebrochen, den die Firma Steenhusen in Hamburg wegen Schadenersatz gegen ihn angestrengt und gewonnen hatte.

Das Objekt war bedeutend gewesen —einhundertfünfzigtausend Mark. Jakob Brinkmann mußte sein Haus verkaufen, wurde seines Amtes als Schiffsmakler enthoben und zog nach St. Pauli in die Fischerstraße. Dort nannte er sich Kommissionär und hatte auch ein Schild an der Thür, aber man wußte genau, daß seine Geschäfte höchst unbedeutend waren und kaum hinreichten, um den nothdürftigen Unterhalt der Familie zu bestreiten.

Diese bestand aus einer Tochter erster Ehe, Namens Käthe, und seiner zweiten Frau, Martha, geborene Heller. Käthe's Mutter war früh gestorben, und Brinkmann hatte sich erst zu einer zweiten Ehe entschlossen, nachdem das Unglück schon über ihn hereingebrochen war. So machte es sich ganz von selbst, daß er unter seinem früheren Stande heirathete.

Martha Heller war, im Gegensatz zu ihrer Vorgängerin, eine geborene Hamburgerin; sie hatte ein Gesindevermiethungsbureau und stand schon in reiferem Lebensalter; weniger einer Versorgung halber, als um doch noch unter die Haube zu kommen, hatte sie den herabgekommenen, aber noch ziemlich stattlichen Mann geheirathet, wenn auch einige geschäftliche Rücksichten mitsprechen mochten. Brinkmann war nicht ohne alle Verbindungen und konnte ihr bei der Fortführung des Geschäftes Nutzen bringen, aber in dieser Hoffnung ward sie gründlich getäuscht.

Wenn der Mann nicht schon ein Trinker gewesen war, so ward er es in den letzten Jahren seines Lebens; es mochten da viele Ursachen zusammentreffen, die ihm ein zeitweiliges Vergessen seiner Lage zum Bedürfniß machten — Gram, Sorge, Reue, und wie die Dämonen des Seelenlebens alle heißen.

Und nun war das Ende gekommen. Jakob Brinkmann lag auf dem schmalen Ledersopha in der ärmlich ausgestatteten Wohnstube; er hatte eine kurze Abwesenheit von Frau und Tochter benutzt, um die That mit einem Rasirmesser auszuführen; er hatte sich zu diesem Zweck lang auf den Rücken hingestreckt und die Schlagader der rechten Halsseite geöffnet — dann war ihm die Klinge aus der Hand gefallen.

Ein Blatt Papier, mit wenigen Worten des Abschieds an Käthe bekritzelt, lag auf dem Tische und hatte dem untersuchenden Polizeibeamten jeden Zweifel benommen, daß ein Selbstmord verübt sei.

Man hatte den Todten mit einem Bettlaken bedeckt. „Vorläufig, bis er abgeholt wird," sagte der Beamte.

Dieses „Abholen" war die Ausübung eines staatlichen Rechtes. Die Selbstmörder kamen in das Krankenhaus und wurden dort von den Aerzten zu wissenschaftlichen Zwecken sezirt; manche wurden auch nach Kiel geschafft — je nach Bedürfniß.

An die Stube, wo die Leiche lag, stieß ein kleineres Zimmer, welches von den Eheleuten zum Schlafen benutzt wurde. Käthe Brinkmann hatte ihre Kammer nach hinten hinaus.

In diesem Zimmer saßen die beiden Frauen; Käthe am Fenster und Martha auf dem Rand ihres Bettes; die nach der Wohnstube führende Thür stand halb offen und verdeckte den Blick auf die Leiche.

Käthe Brinkmann mochte zwanzig Jahr zählen, wenn auch in diesem Augenblick der tiefe Ernst ihrer Züge sie älter erscheinen ließ. Sie konnte für hübsch, vielleicht in den Augen Mancher für schön gelten. Aber es war eine eigenthümliche herbe Schönheit.

Im Gegensatz zu den meisten Nordländerinnen zeigte ihre Gesichtsbildung feste, großartig geschwungene Linien, die Farbe der Haut war bräunlich und das Haar fast schwarz. Es lag fest geknotet tief im Nacken und bildete so ein richtiges Gegengewicht zu den ausgeprägten Umrissen des Vorderkopfes.

Martha Brinkmann, geborene Heller, hatte ein breites, gemeines, verschmitztes Gesicht; sie paßte zu der ärmlichen Umgebung, aber nicht zu dem ebenso ärmlich gekleideten Mädchen.

„Das läßt sich nun 'mal nicht ändern, Käthe," sagte sie mit einem mißglückten Versuch, ihre laute Stimme zu dämpfen. „Was hin ist, das ist hin, und die Todten werden nicht wieder lebendig."

„Nein," entgegnete Käthe ruhig, ohne die Augen vom Fenster abzuwenden.

„Und wenn man die Sache richtig überlegt," fuhr Martha nach einer kleinen Pause fort, „so ist das Unglück eigentlich nicht so groß. — Nu natürlich, Kind, ich will ja nichts weiter damit gesagt haben, denn Dein Vater bleibt er immer, aber Du mußt doch selbst zugeben —"

Nun wandte Käthe Brinkmann den Kopf und strich sich eine gelöste Haarsträhne aus der Stirn. „Du brauchst nicht fortzufahren, ich weiß, was Du sagen willst. Nein, das Unglück hatte in den letzten Jahren meinen armen Vater gebrochen, er war Dir eine Last und sich selbst vielleicht noch mehr. Ich will ja auch nicht darüber klagen, daß er nun seine Ruhe hat; aber warum mußte es gerade so kommen?"

„Weil es nicht anders ging, und weil Andere dasselbe thun," entgegnete die Frau gleichgiltig. „Es ist schließlich ganz vernünftig, und wir können nicht wissen, ob wir es nicht 'mal ebenso machen."

„Und daß er uns nun gar nicht mehr gehören soll," fuhr Käthe schaudernd fort. „Der Konstabler sagte, in einer Stunde würde die Leiche abgeholt werden, und wir dürften bis dahin nichts an der Lage verändern."

Martha stieß mit der Fußspitze die Thür zu. „Das ist noch das Beste, Kind. Mir grault schon jetzt davor, und wenn ich denke, daß er sonst die ganze Nacht da drüben liegen bliebe, dann will ich es doch lieber so. — Da kommen sie wohl schon?"

Auf der Treppe hörte man polternde Schritte, es wurde draußen ein schwerer Gegenstand hingestellt, eine Faust klopfte unbeholfen gegen die Thür, und dann traten zwei Männer ein.

Die beiden Frauen waren in das Wohnzimmer gegangen und sahen noch, wie der eine der Dienstmänner das Laken von der Leiche zog.

„Also das ist er, Madam'," sagte er zu Martha. „Na, trösten Sie sich nur, an dem wird nicht viel verloren sein, und wenn die Doktors ihre Arbeit gemacht haben, kriegt er doch noch ein Begräbniß, so gut, wie Jeder von uns. Gehen Sie nur wieder da hinein, Fräulein, er sieht nicht gut aus, und das ist kein Anblick für so 'n junges, hübsches Mädchen. — Vorwärts, Karl, nimm Deine faulen Knochen zusammen und pack' an!"

Sie faßten den Todten unter den Armen und an den Füßen, trugen ihn auf die vor der Thür stehende Bahre, deckten das schwarze Wachstuch darüber und polterten die vier Treppen keuchend hinunter.

Käthe stand mit gefalteten, schlaff herabhängenden Händen mitten im Zimmer und sah theilnahmlos zu, wie der Todte hinausgeschleppt wurde, und wie ihre Stiefmutter die Blutspuren vom Fußboden entfernte, das blutige Laken aufraffte, in die Küche trug und wieder hereinkam.

Sie stand noch immer in derselben Stellung und blickte durch das Fenster in den trübe hereinbrechenden Märzabend, auf die schwarzen Dächer der gegenüberliegenden Häuser und zuletzt mit einer langsamen Wendung des Kopfes auf das leere Ledersopha.

Frau Martha Brinkmann hatte sich rasch in das junge Wittwenthum gefunden. Sie trocknete die frisch gewaschenen Hände an der Schürze ab, stemmte sie in die Seite und sagte: „Nu, Käthe, das Schlimmste wäre vorbei, und das Uebrige gibt sich. Aber es ist nun doch anders geworden; wie denkst Du darüber?"

„Ich weiß es noch nicht," entgegnete Käthe, den Kopf schüttelnd. „Natürlich, es muß anders werden, so geht das nicht länger. Was meinst Du denn dazu?"

Sie hatte noch ein Wort auf den Lippen, sie wollte „Mutter" sagen, aber es wollte nicht heraus. Sie fühlte, daß es ein Trost für sie wäre, wenn sie es gerade jetzt sagen könnte, aber sie konnte es nicht, ohne zu heucheln. Und Heuchelei lag durchaus nicht in ihrer geraden Natur.

„Ich?" sagte Frau Brinkmann leichthin, „na, was meine Person betrifft, so hat das nicht viel auf sich. Kinder sind nicht da aus der Ehe, das hätte auch noch gerade gefehlt, ich habe also für keinen Menschen zu sorgen. Ich nehme natürlich mein altes Geschäft wieder auf, es wird ja wohl gute Menschen geben, die einer armen Wittwe ein Stück Brod zukommen lassen. Und schlimmer als bisher kann's jedenfalls nicht werden. Ich dachte auch hauptsächlich an Dich, Käthe, Du stehst nun ganz allein, und gelernt hast Du auch nichts Ordentliches, obwohl es in den letzten Jahren nöthig genug gewesen wäre. Aber für Dich hatte er ja immer noch 'was übrig."

Das Mädchen hatte die herzlosen Worte regungslos angehört, jetzt machte sie eine Bewegung, als ob sie sprechen wollte.

„Freilich," fuhr die Wittwe fort, „wenn Du vernünftig sein wolltest, dann wäre die Sache schnell erledigt. Hübsch genug bist Du, und Biergläser tragen lernt man in fünf Minuten. Mit den Trinkgeldern gibt es einen schönen Verdienst, und es ist ja auch nichts Unanständiges dabei. Ich könnte Dir gleich eine Kellnerinstelle verschaffen, und wenn Du Dich dazu hältst, kannst Du binnen Jahresfrist in dem feinsten Weinlokal ankommen. Was meinst Du, Käthe, arme verwaiste Mädchen dürfen nicht zimperlich sein, und die Jugend ist ein Kapital, das man nicht auf Zinsen legen darf."

„Du magst Recht haben," sagte Käthe gelassen, „aber damit ist's nun einmal nichts."

Martha Brinkmann wandte sich achselzuckend ab, und Käthe verließ ohne ein weiteres Wort das Zimmer. Sie ging in ihre nach dem Hofe gelegene Kammer, schloß sich ein, und begann sich anzuziehen. Jede ihrer Bewegungen war bestimmt und ohne Hast, wie der Ausfluß eines festen, unabänderlichen Entschlusses.

Sie kleidete sich in ihre besten Sachen, legte ihr schwarzes, etwas ausgewachsenes Konfirmationskleid an, packte alles Uebrige in einen kleinen Koffer und schloß ihn ab. Dann zog sie eine mit Kaninchenpelz verbrämte Jacke über, setzte den Hut auf und begab sich zurück in die Wohnstube.

Das Ganze hatte kaum eine halbe Stunde gedauert, und Martha Brinkmann blickte erstaunt auf das Mädchen. „Nanu, Käthe, was soll denn das bedeuten? Wo willst Du hin?"

„Fort," sagte sie kurz. „Meinen Koffer lasse ich später abholen."

„So? Na, Du bist alt genug, ich kann Dich nicht halten. Aber bis zum ersten April hättest Du schon bleiben können, bis dahin hat Dein Vater die Hausmiethe bezahlt."

„Was soll's damit? Das sind ja nur ein paar Tage."

„Willst Du nicht erst etwas essen?"

„Ich danke; das wäre jedenfalls aus Deiner Tasche, ich will Dir nicht lästig sein."

Sie hatten jahrelang neben einander gelebt, aber sie gaben sich nicht einmal die Hand. Das schwache Band zwischen Stiefmutter und Stieftochter war durch einen Messerschnitt zertrennt und Keine von Beiden machte den Versuch, es wieder zu verknüpfen.

Die Dunkelheit war schon hereingebrochen, als Käthe auf die Straße trat. Sie ging hastig und immer möglichst im Schein der spärlichen Laternen durch die Fischerstraße, den Silbersack und auf die Reeperbahn. Dann bestieg sie die Pferdebahn, fuhr über den Zeughausmarkt an der englischen Kirche vorbei und verließ bei der Michaeliskirche wieder den Wagen.

Während sie noch unschlüssig dastand und nach der beleuchteten Uhr des hohen, schlanken Thurmes hinaufblickte, kam ein junger Matrose aus der Elbstraße quer über den freien Platz, trat in den Lichtschein der neben Käthe befindlichen Laterne und stellte seine Taschenuhr. Käthe Brinkmann konnte sein scharf beleuchtetes, vom blonden Vollbart umrahmtes Gesicht genau betrachten, und als er sich nun umwendend sagte: „Na, Mädel, wollen wir nicht ein bischen zusammen nach der Uhr sehen, dann geht's besser," da tauchte eine Erinnerung in ihr auf, und sie entgegnete rasch:

„Sind Sie es wirklich, Herr Sturm?"

Der junge Mann prallte förmlich zurück, wurde feuerroth und zog verlegen seinen Wachstuchhut.

„Wahrhaftig, Fräulein Brinkmann — entschuldigen Sie den dummen Spaß, aber ich habe Sie wirklich nicht wieder erkannt; es sind ja auch drei Jahre her, und ich bin erst gestern nach Hamburg zurückgekehrt mit der „Fortuna." Aber wie kommen Sie allein hierher — aus der Deichstraße?"

„Wir wohnen nicht mehr dort," sagte Käthe leise, „wir sind von der Fischerstraße verzogen."

„Auf St. Pauli?" frug er rasch und verwundert.

„Ja, Vater mußte das Haus verkaufen, und nun —"

Zum ersten Male an diesem Nachmittage schwankte ihre Stimme, und sie tastete, wie eine Stütze suchend, nach dem Laternenpfahl.

„Wie geht es denn Ihrem Herrn Vater, Fräulein Brinkmann?" forschte der Seemann theilnehmend. „Ich wollte ihn schon heute aufsuchen, er war ja immer so freundlich gegen mich, aber das Land nach der langen Reise — na, Sie wissen ja, wie das geht."

Die beiden jungen Leute waren langsam an der Kirche entlang gegangen, über ihnen schlug die Uhr Sechs, und dann begann das Glockenspiel die Melodie: Nun danket Alle Gott.

„Mein Vater ist todt," sagte Käthe Brinkmann.

„Todt? Nicht möglich, Fräulein Käthe!"

„Ja, das mögen Sie wohl sagen," fuhr Käthe mit einem Anflug von Bitterkeit fort. „Der arme Vater — wie hat er sich geplagt, um in der großen Stadt und bei der Konkurrenz obenauf zu bleiben. Und es war ja auch Alles gut, bis vor drei Jahren. Da kam die Geschichte mit dem Prozeß — davon wissen Sie natürlich nichts?"

„Nein, Fräulein Käthe. Den 1. Oktober verflossenen Jahres sind es drei Jahre gewesen, daß ich unterwegs bin. Was für ein Prozeß?"

„Genau weiß ich auch nicht, wie die Sache eigentlich zusammenhing. Es handelte sich um irgend einen Schadenersatz, den die Firma Steenhusen beanspruchte. Sie haben ja für den Senator Steenhusen gefahren, Herr Sturm. Mein armer Vater muß wohl irgendwie Unglück gehabt haben, denn er verlor den Prozeß und mußte viel Geld bezahlen. Das ist wohl nicht anders in der Handelswelt, bei Geldsachen hören alle Rücksichten auf, selbst wenn man so reich ist, wie Senator Steenhusen. Ich nehme es ihm auch nicht übel, er hat ja das Recht gehabt. Aber von der Zeit fing das Unglück an. Vater hat sich von dem Schlage nie wieder erholt und — aber das kann Sie ja nicht interessiren, Herr Sturm."

Sie waren langsam im Gespräch immer weiter gegangen und bogen in den Herrengraben ein.

„Und Sie stehen nun ganz allein?" nahm Sturm die Unterhaltung wieder auf.

„Was man so allein nennt. Vater hat sich ja wieder verheirathet, aber Sie wissen ja, Herr Sturm, wie das geht, wenn die Kinder schon erwachsen sind. Es schlägt wenigstens nicht immer zum Besten aus. Ich muß nun eben zusehen, wie ich mein Fortkommen finde, so oder so."

„Unter fremden Leuten!"

„Was bleibt mir denn andres übrig? Vermögen besitze ich nicht, Ansprüche darf ich nicht machen. Es ist wohl ein großes Glück, wenn ich in irgend einer besseren Familie Stellung finde als Stütze oder dergleichen. Aber ich rede immer von mir und habe noch nicht gefragt, wie es Ihnen geht."

„Mir, Fräulein Käthe? Na, wie soll es einem jungen Kerl anders als gut gehen? Danke für gütige Nachfrage. Ich habe mich über drei Jahre mit der „Fortuna" herumgetrieben, ein hübsches Stück Geld verdient und wohl auch was gelernt. Zunächst bleibe ich in Hamburg und gehe auf die Navigationsschule. Hoffentlich langt's zum Examen für die große Fahrt. — Stop — hier wollen Sie wohl vor Anker gehen, Fräulein?"

Sie standen vor der breiten Thorfahrt eines Hauses am Ende des Herrengrabens, ganz nahe am Binnenhafen. Vom Wasser her strich ein frischer Wind herüber, und man hörte den Gesang von Matrosen.

„Ich danke Ihnen für Ihre Begleitung und — für Ihre Theilnahme," sagte Käthe. „Es thut wohl, wenn man ein bekanntes Gesicht aus der glücklichen Vergangenheit sieht. Ich gehe zu meiner Freundin Marie Krüger, die hier im Hofe wohnt. Vielleicht bleibe ich da einige Tage. Mit der Fischerstraße ist es vorbei. Denken Sie nicht gering von mir, Herr Sturm, weil ich so offen war, aber es überkam mich das Bedürfniß der Mittheilung — g'rad heute. Leben Sie wohl!"

Vielleicht war es das vom Winde bewegte Licht der Straßenlaternen, was ihrem ruhigen Gesicht einen Schimmer von Leben verlieh. Der junge Matrose hielt die dargebotene kleine Hand einen Augenblick fest und stotterte: „Nicht wahr, Fräulein Käthe, Sie sind mir nicht böse, daß ich Sie bei der Michaeliskirche so keck ansprach? Wir jungen Leute sind manchmal etwas übermüthig, aber glauben Sie mir, schlecht bin ich nicht geworden."

„Es war ja nichts Schlimmes," sagte Käthe ruhig. Dann trat sie in den Thorweg und fügte von dort aus hastig hinzu: „Wenn Sie etwas hören sollten, Herr Sturm, ich meine in Bezug auf meinen Vater, so seien Sie nicht hart gegen den Todten."

* *

Marie Krüger, oder Miete, wie sie gewöhnlich genannt wurde, arbeitete für ein Damenkonfektionsgeschäft. Sie nähte Regenmäntel und verdiente damit gerade genug, um nicht zu verhungern. Aber auch keine Mark darüber. Sie war erst in den letzten Jahren mit Käthe bekannt geworden, die gleiche ärmliche Lage hatte die beiden Mädchen zusammengeführt und sie einen gewissen Trost aneinander finden lassen.

Freilich bedurfte Miete desselben weit weniger, als Käthe, Lebensführung und Temperament halfen ihr über das Schlimmste hinweg. Eigentlich leichtsinnig war sie dabei doch nicht. Sie mochte wohl ein „Verhältniß" haben, wie die meisten Mädchen ihres Standes, einen Schatz, von dem sie sich Sonntags spazieren führen, in das Theater begleiten und in einem Restaurant traktiren ließ, aber das blieb Alles in anständigen Grenzen, man konnte ihr nichts Schlechtes nachsagen.

Miete war jung und nicht häßlich. Die blühende, schier unverwüstliche Lebenskraft täuschte über kleine Unregelmäßigkeiten ihrer Züge angenehm hinweg, und manche angekränkelte Dame aus dem Alsterviertel beneidete sie um die frischen Wangen und die prachtvollen Zähne. Das Geschäft, in welchem sie arbeitete, lag am Schaarmarkt, also in unmittelbarer Nähe des Herrengrabens. So war sie einige Minuten nach sechs Uhr in ihrem nach dem Hofe gelegenen Stübchen angelangt, hatte Muff und Regenmantel abgelegt und kniete vor dem kleinen Kanonenofen, in welchem die Hauswirthin bereits ein lustiges Coaksfeuer angefacht hatte.

Da klopfte es an die Thür, und Käthe trat ein. Miete erkannte sie sofort in dem röthlichen Feuerschein, sprang rasch auf und umarmte stürmisch ihren Gast.

Sie hegte eine unbegrenzte Bewunderung für ihre hübsche und kluge Freundin, und drückte das bei jeder Gelegenheit in ihrer naiven Weise aus. „Wenn ich ein Mann wäre, dann fräße ich Dich auf," sagte sie zuweilen.

Jetzt zündete sie geschäftig die Lampe an und half Käthe Hut und Jacke ablegen. Dabei stand der Mund nicht still.

„Das ist zu nett von Dir, Käthe, daß Du 'mal kommst. Ich dachte schon, Du hättest einen Prinzen gefreit, oder so was. Aber, Mädchen, Du siehst auch wirklich wie eine Prinzessin aus — und sogar Dein schwarzes Kaschmirkleid hast Du angezogen! Ist denn heute etwas Besonderes bei Euch los gewesen?"

Käthe Brinkmann ließ den Strom der Worte und Liebkosungen unbeweglich über sich hinfluthen. Sie setzte sich auf das mit Jute überzogene kleine Sopha, strich sich mit den flachen Händen die dunklen Haare glatt, schraubte die blakende Lampe ein wenig niedriger und sagte tonlos: „Ja, Miete, es ist etwas Besonderes bei uns passirt, das ist ganz richtig. Mein Vater hat sich vor ein paar Stunden den Hals abgeschnitten."

Es klang entsetzlich aus diesem lieblichen, feingeformten Mädchenmunde und mit dieser unnatürlichen Ruhe. Die ungebildete Näherin fühlte, daß nur eine fein und zart angelegte Seele durch das Unglück so bis zur Lähmung erschüttert werden könne, und sie hatte weiter die unklare Vorstellung, als dürfe sie nicht in theilnehmende Klagen ausbrechen und nicht unpassende Fragen stellen. Sie war ja auch selbst viel zu erschrocken über das plötzliche erschütternde Ereigniß; sie setzte sich auf den Rand ihres Bettes, faltete die Hände in den Schoß und sagte leise: „Das ist ja fürchterlich, Käthe!"

Die Thränen liefen dem guten, weichherzigen Ding auch gleich über die Backen, und Käthe Brinkmann sah es. Sie selbst konnte nicht weinen, sie hätte freudig ein Jahr ihres Lebens dafür hingegeben, aber die Augen waren so heiß und trocken, und sie fühlte nur merkwürdig verständige Gedanken durch ihren Kopf gehen; aber die ungeschminkte Theilnahme der Freundin rührte sie doch.

„Du bist ein gutes Mädchen, Miete," sagte sie, „ich danke Dir. Und nun wollen wir nicht mehr davon sprechen. Wiedersehen werde ich ihn doch nicht mehr — ich meine, so wie er war. Sie haben ihn gleich hernach abgeholt, Du weißt ja schon, wohin. Ich bin auch nicht hergekommen, um es Dir zu erzählen, Miete, Du hättest es ja so wie so gehört, in den Zeitungen oder anderswo. Ich möchte mit Dir bereden, was aus mir selbst werden soll, und Dich auf einige Tage um Aufnahme bitten, wenn es angeht."

Miete Krüger stand vom Bettrande auf und trat an ein kleines Wandschränkchen. Sie hatte ihre Thränen getrocknet und schnüffelte nur noch ein bischen; Geschehenes war ja auch nicht zu ändern, und sie bewunderte Käthe's praktischen Sinn. Sie war froh, wieder etwas an ihrer Freundin bewundern zu können, und überdies gingen ihr bereits allerlei Pläne durch den geschäftigen Kopf, von denen einer immer schöner war, als der andere.

Freilich vergaß sie als echtes Hamburger Kind keineswegs die ersten Bedingungen ruhiger Ueberlegung.

„Du mußt 'was essen, Käthe," sagte sie, „das ist vorderhand die Hauptsache. Armes Ding, Du bist ja ganz weiß um die Nase, aber ich will gleich Thee ansetzen, dabei können wir miteinander sprechen. Natürlich bleibst Du bei mir, das ist ganz selbstverständlich, ich lege mich auf das Sopha, oder wenn Du magst, können wir auch zusammenschlafen, mein Bett ist breit genug. Das wird hübsch werden, Käthe, ich freue mich schon ganz riesig darauf. Da ist die Butter und das Brod, genire Dich nur nicht und schneide Dich nicht mit dem alten Messer, es rutscht so leicht ab."

Käthe Brinkmann hatte nicht an das Abendessen gedacht und sie glaubte keinen Bissen hinunterbringen zu können. Aber es ging doch, die Jugend forderte ihr Recht, und Miete Krüger's Art war auch nicht zum Trübsinn angelegt. Sie saß ihrer Freundin gegenüber, kaute seelenvergnügt mit beiden Backen und nöthigte immer auf's Neue, zuzulangen. Dann, als der Hunger gestillt war, wurde sie ernster, faltete die Hände um das Knie und zog die Stirn in nachdenkliche Falten.

„Also, was nun werden soll, Käthe. Mit Deiner Stiefmutter wirst Du natürlich nicht zusammenleben wollen, wie?"

„Sie hat mir die Thür gewiesen, Miete. Nicht gerade mit dürren Worten, aber doch deutlich genug. Sie meinte, ich stünde nun ganz allein, und sie legte auf das ganz einen so besonderen Ton, daß auch eine Dümmere die Absicht verstanden hätte. Es hätte ja auch so wie so nicht gut gethan, und ich will mir jetzt Arbeit suchen und lieber allein leben."

Miete hatte still zugehört und indessen mit ihren braunen Zöpfen gespielt. „Denke Dir das Arbeiten nur nicht so leicht," sagte sie dann leise. „Ich meine natürlich, was man bei uns arbeiten nennt, und was Du überhaupt erst lernen müßtest. Ich sitze täglich zehn bis zwölf Stunden in einem halbdunklen Raum über meine Maschine gebückt, und wenn wenn es gut geht, habe ich acht Mark in der Woche verdient. Und da bin ich noch froh, wenn ich überhaupt 'was zu thun habe. Freilich, meine Arbeit ist wohl mit am schlechtesten bezahlt, aber viel besser wird es bei anderen auch nicht sein. — Hungern meinst Du, Käthe? Es ist Euch in den letzten Jahren ja nicht gut gegangen, aber das hast Du doch nicht nöthig gehabt, und Du kannst es auch nicht, ebenso wenig wie unsere Arbeit. Ich aber weiß, was hungern heißt. Ja, Käthe, ich habe in meinem Leben gehungert, so sehr, daß ich manchmal weinte. Aber Du —! Na, bevor es zum Hungern kommt, wirst Du schon eine gute Stelle kriegen, und wenn Du mich —"

Miete Krüger hatte zuletzt sehr eifrig gesprochen, nun brach sie plötzlich ab. Sie sah an der kleinen Lampe vorbei auf ihre Freundin, und es fiel ihr plötzlich ein, daß solche Reden keineswegs zu ihrer Ermuthigung dienen könnten. Sie stand auf, ging um den Tisch herum und setzte sich neben Käthe auf das Sopha. „Du mußt Dir das nicht so zu Herzen nehmen," sagte sie gutmüthig, „es ist ja Alles nur dummes Zeug. Siehst Du, hier sitze ich gesund und munter neben Dir, und verhungert bin ich noch lange nicht, Gott bewahre! Nur das mit dem Arbeiten mußt Du Dir aus dem Sinn schlagen, so mit dem Arbeiten, wie ich es meine. Das muß man von Klein auf gewohnt sein, sonst hält man's nicht aus. Du hast ja Anderes gelernt Käthe, Französisch und was weiß ich Alles. Du mußt in ein feines Haus, als Gesellschaftsdame oder als Stütze. Morgen sehen wir den „Anzeiger" durch, es wird sich schon 'was finden."

Käthe Brinkmann schüttelte den Kopf. „Daran habe ich ja auch gedacht, Miete, aber — wer wird die Tochter eines Selbstmörders aufnehmen? In den vornehmen Familien Hamburgs denkt man so strenge über solche Dinge, und vielleicht fürchten die Leute gar, daß es sich forterbt. Ich glaube selbst, daß mein Vater nicht ganz gesund gewesen ist, sonst hätte er mir das Herzeleid wohl nicht angethan."

Die Lampe brannte schlecht, und es war in der kleinen Stube stille geworden. Die beiden Mädchen hingen ihren Gedanken nach und horchten von Zeit zu Zeit unwillkürlich auf, wenn das entfernte dumpfe Rollen auf den Straßen für einen Augenblick verstummte.

Plötzlich begann Miete mit einem verlegenen Lächeln: „Sag' 'mal, Käthe — aber Du darfst es mir nicht übel nehmen — hast Du denn eigentlich keinen Schatz?"

„Wie kommst Du darauf?" frug Käthe zerstreut.

„Es fiel mir nur gerade so ein. Man kommt ja bei dem Lärm und der Arbeit gar nicht recht zum Nachdenken, und des Nachts schläft man, aber wenn es 'mal auf so 'n Augenblick stille wird, weißt Du, so wie jetzt zum Beispiel, dann kommen die Gedanken. Ein recht guter, treuer Schatz, der es wirklich ehrlich und aufrichtig meint, der wäre jetzt für Dich der allerbeste Trost. Die Männer haben doch 'mal das Oberwasser und wissen besser Rath."

„Nein, Miete," entgegnete Käthe wider Willen lächelnd, „einen Schatz habe ich nicht. Wenn einer käme, wie Du ihn schilderst, und wollte mich heirathen, ich nähme ihn auf der Stelle, das sage ich ganz offen. Was hilft denn alles Schwatzen von Liebe? Bravsein, das ist die Hauptsache. Hast Du denn einen Schatz, Miete?"

Das Mädchen lachte. „Natürlich! Willst Du sein Bild sehen?"

Sie stand auf und kramte in ihrer Kommode und brachte endlich eine Photographie zum Vorschein. Käthe nahm sie in die Hand, warf einen schnellen Blick darauf und stutzte.

„Miete, Miete," sagte sie ernst, „der sieht sehr fein und vornehm aus."

„Er wohnt auch in Uhlenhorst," entgegnete die Freundin. „Na, Käthe, Du brauchst nicht so furchtbar ernst auszusehen. Hübsch ist er ja, das muß wahr sein, und gern hat er mich auch. Und denke Dir, sein Vater hat ja wohl eine Million oder so herum."

Käthe Brinkmann schüttelte den Kopf. „Wie ist denn sein Name?"

„Alfred Sanguessa. Wenn ich 'was von ihm will, dann nenn' ich ihn Fred, da kann er nicht widerstehen. Ein sonderbarer Name, Sanguessa, nicht wahr? Es klingt so ausländisch; ich glaube auch, daß er mit seinem Vater herübergezogen ist aus Afrika oder Amerika, ich weiß es nicht genau, aber er sprach 'mal gelegentlich von Brasilien, und das muß irgendwo liegen, wo es Neger gibt."

„Es liegt in Südamerika," sagte Käthe lächelnd, „aber Neger wohnen dort nicht, höchstens Sklaven."

„Mir kann es auch recht sein; Sklaven gibt's überall, auch bei uns. Aber Du bist müde, Käthe, gelt?"

„Müde eigentlich nicht, aber sehr abgespannt. Laß mich nur auf dem Sopha schlafen, Miete, ich will Dir keine Unbequemlichkeit verursachen."

„Nein," sagte Miete entschieden, „wir haben Beide im Bette Platz."

Die Mädchen entkleideten sich und löschten die Lampe aus. Der Mond war aufgegangen und schien in das Zimmer; Miete hing ein Tuch vor das Fenster, aber bevor sie es that, drehte sie sich noch einmal nach ihrer Freundin um, die schon im Bette lag.

„Was Du für prächtige Haare hast," sagte sie, „und Du siehst ganz aus wie eine Prinzessin."

Käthe hatte den Kopf auf die Seite gelegt. Sie machte einen Versuch, einzuschlafen, aber es wollte ihr nicht gelingen. Die Ereignisse des Tages gingen im tollen Wirbel an ihrem Geiste vorüber, bald war's das todte Gesicht ihres Vaters, dann wieder ein anderer jugendlicher Männerkopf, der vor ihren Augen erschien; drohend stiegen allerlei Befürchtungen für ihre Zukunft in ihr auf, und erst nach Stunden sank sie in den fieberhaften Schlaf der Erschöpfung.

2. Kapitel.

Wilhelm Sturm ging, nachdem er Käthe verlassen hatte, langsam den Stubbenhuk hinunter, bog in den Baumwall ein und gelangte so an den Binnenhafen. Er war recht nachdenklich geworden, und gab dieser Stimmung durch häufiges Ausspucken kräftigen Nachdruck.

Das Haus Brinkmann's in der Deichstraße war ihm, so lange er zur See fuhr — und das wurden nun zwölf Jahre — eine Heimstätte gewesen, welche er nach jeder längeren oder kürzeren Fahrt in den kurzen Ruhepausen aufsuchte, und wo er stets freundliche Aufnahme gefunden hatte.

Wie das eigentlich gekommen war, wußte er selbst nicht genau, die Verbindung zwischen der Firma Steenhusen und dem Schiffsmakler Brinkmann hatte wohl den ersten Anlaß dazu gegeben. Sturm war, so lange sein Seeleben zurückreichte, stets im Dienste des Konsuls gewesen, das heißt, er hatte theils auf dessen eigenen Schiffen, theils auf solchen gefahren, die von Steenhusen befrachtet wurden, und der Konsul hatte den anstelligen Burschen vielfach benutzt, um kleine Aufträge zwischen ihm und seinem Makler zu vermitteln.

So war er zuerst mit Brinkmann und dann auch mit dessen Tochter bekannt geworden.

Damals war Käthe noch ein Kind gewesen, als er aber vor drei Jahren seine erste größere Seereise antrat, hatte sich aus dem Kinde eine Jungfrau entwickelt, ein gebildetes Mädchen, dessen Aussichten zwar nicht glänzend, aber doch nach Hamburger Verhältnissen bürgerlich behäbig waren.

Man schätzte Brinkmann immerhin auf hundert- bis hundertfünfzigtausend Mark Vermögen, und Käthe war das einzige Kind; es konnte nicht fehlen, daß in den nächsten Jahren annehmbare Freier herantraten. Wilhelm Sturm hatte Käthe gern, aber weiter waren seine Gedanken nicht gegangen; zunächst mußte er etwas werden, dann kamen die langen Jahre der Abwesenheit dazwischen, und kurzum—der junge Matrose war damals abgefahren, wie Einer, der das große Loos wohl gewinnen möchte, aber den Einsatz scheut, weil er doch nicht an den Gewinn glaubt.

Und nun?"

Wilhelm spuckte noch einmal aus, steckte beide Hände in die Taschen und sagte: „Goddam!" Ein bischen Fluchen war nun 'mal seine Gewohnheit und auf Englisch klang es ja auch nicht schlimm; übrigens that er es nur, wenn er sich nicht zu helfen wußte. Das mit der Käthe war doch ein verzwicktes Ding!

Was er zunächst anfangen werde, war ihm viel deutlicher. Die „Fortuna," das gute Schiff, auf dem er drei Jahre gefahren hatte, lag sicher im Niederhafen zum Löschen; er selbst war abgemustert und konnte thun und lassen, was ihm beliebte, er mußte doch sehen, ob das alte lustige Hamburg sich seit den letzten Jahren nicht verändert hatte.

Am Binnenhafen entlang, bis weit hinauf nach dem Dovenfleth, trug die einzeilige Straße ein eigenthümlich charakteristisches Gepräge. Die zumeist alten und schmalen Häuser waren in ihrem Erdgeschosse mit Kaufläden besetzt, deren Inhalt sich lediglich auf Seefahrt und Matrosenleben bezog. Da sah man Hauswaaren aller Art, Segelleinwand, Theerfässer und Ankerketten; Seemannskisten und Matrosenanzüge wechselten ab mit Kautabakstangen, Knasterrollen und Stummelpfeifen, und über allen Herrlichkeiten schwebte jenes eigenthümliche Parfüm, das sich nicht beschreiben, sondern nur riechen läßt.

Ein gut Theil dieses Duftes kam aus den Kellern, deren jedes Haus mindestens einen besaß. Es waren nicht die gewöhnlichen Schnapskeller, wie man sie im Innern der Stadt zu Hunderten trifft, sie waren besser und schlimmer, je nachdem, jedenfalls aber origineller. Besser hinsichtlich der verabreichten Getränke und der dort fast ausschließlich verkehrenden Seemannsgesellschaft, schlimmer, wenn zu gewissen Zeiten Streitigkeiten ausbrachen und dann das Messer eine gefährliche Rolle übernahm.

Aber das kam verhältnißmäßig selten vor. Die Wirthe waren zumeist invalide Seeleute, in den besseren Kellern sogar frühere Schiffskapitäne; sie verstanden mit den Theerjacken umzugehen und zur Noth einen unnützen Schlingel die Treppe hinaufzuwerfen; im Uebrigen war die Hafenpolizei vorzüglich eingerichtet, und es war ein stillschweigendes Uebereinkommen, daß die Schiffsbesatzung verschiedener Nationalität auch an verschiedenen Orten verkehrte.

Einen dieser Keller betrat Wilhelm nach kurzer Umschau. Man bekam dort anerkannt den feinsten Jamaikarum, und der Grog des alten Steffen zeichnete sich stets durch eine besondere „Steifheit" aus. Eingeweihte wußten außerdem allerlei Geheimnisse von unverzolltem, aber desto besserem Portwein zu berichten, doch das ging nur die Kapitäne etwas an.

Der enge Raum des Kellers war kajütenartig eingerichtet; vom Deckbalken hing eine Schiffslampe, an der Wand eine Schiffsuhr; die wenigen Lithographien, welche das Holzgetäfel schmückten, zeigten Schiffe und berühmte Seefahrer.

Hinter dem an der Diele befestigten Tisch saß ein einzelner Gast, ein Neger. Das war an sich nichts Auffälliges, denn wo die Bewohner aller Länder zusammenkamen, fehlten natürlich auch die Kinder Afrika's nicht, im Gegentheil waren sie ziemlich häufig vertreten.

Wilhelm beachtete auch den Schwarzen zunächst gar nicht, sondern setzte sich in die entferntere Ecke; man war in Hamburg zwar liberal, aber ein Abstand zwischen schwarz und weiß blieb doch immer übrig. Da klopfte Jener mit seinem Glas auf den Tisch und bestellte in ziemlich fließendem Deutsch neues Getränk.

Der junge Seemann fuhr bei dem Klang der Stimme mit dem Kopf herum und erhob sich. „Holla, Jim," rief er, „hast Du hier auch Ankergrund gefunden? Ich dachte, Du stecktest schon irgendwo in einer herrschaftlichen Livree, denn so 'nen schönen schwarzen Kerl lassen sich die Hamburger Senatoren nicht entgehen."

Der Neger schien im Gegensatz zu seinen Landsleuten die Anspielung auf seine Gesichtsfarbe nicht übel zu nehmen, er bleckte die Zähne und grinste. „Ich dachte, Master Will'm, Sie wollten mich auf dem Lande nicht kennen," sagte er halblaut, „und ich mochte Sie nicht zuerst anreden. Aber desto besser. Verdammt guter Grog hier! Mit einer Stellung hat es übrigens noch Zeit, erst muß die Heuer d'rausgeh'n, das Uebrige findet sich dann von selbst."

Die beiden Männer waren unter seltsamen Umständen miteinander bekannt geworden; das war am Hafen von Rio de Janeiro gewesen. Die „Fortuna" lag damals segelfertig und harrte auf günstigen Wind, der Kapitän erwartete den Eintritt desselben mit Bestimmtheit für den nächsten Morgen.

Wilhelm hatte die zweite Wache und betrachtete aufmerksam einen Engländer, der in einiger Entfernung ebenfalls segelfertig lag; die Nacht war stille und sternhell, so daß man weithin das ruhige Meer überblicken konnte.

Da trieb langsam ein dunkler Gegenstand auf das Schiff zu. Wilhelm glaubte anfangs ein Stück Holz zu sehen, bald aber überzeugte er sich, daß es ein Mensch, und zwar ein Neger sein müsse, der fast geräuschlos heranschwamm.

Zugleich aber bemerkte er auch zu seinem Entsetzen in einiger Entfernung die Flossen eines Haifisches, und auch der unglückliche Schwimmer mußte die Nähe seines entsetzlichen Feindes ahnen, denn er machte plötzlich die äußersten Anstrengungen und rief in offenbarer Todesangst: „Hol' auf! Um Gotteswillen, hol' auf!"

Es blieb nicht viel Zeit zum Ueberlegen; Wilhelm ergriff den ersten besten Gegenstand, der ihm unter die Hände gerieth — es war ein Schiffseimer — und schleuderte denselben nach der Richtung, wo das Ungethüm sich zeigte; dadurch wurden einige Sekunden gewonnen, und diese benutzte der gewandte Schwarze, um an einer ihm zugeworfenen Leine an Bord zu klettern.

Es war mit Jim, wie er sich nannte, natürlich die alte Geschichte. Jim war Matrose auf dem Engländer, hatte sich betrunken, vom Kapitän Prügel bekommen und war desertirt. Die Hamburger nahmen ihn selbstverständlich mit Freuden auf, erstens, um dem Engländer einen Possen zu spielen, dann auch, weil man eine Hand mehr an Deck brauchen konnte. Er wurde vorerst im Schiffsraum verstaut, denn mit der Hafenpolizei war nicht zu spaßen, und als gegen Morgen der Wind aufkam, ging die „Fortuna" in See.

Jim erwies sich als brauchbar. Er schien zwar keine lange seemännische Laufbahn hinter sich zu haben, erzählte auch gelegentlich, daß er mehrere Jahre in einem deutschen Hause Diener gewesen sei und eine ähnliche Stelle in Hamburg suchen wolle, im Uebrigen verrichtete er seine Arbeiten pünktlich und ging fast Allen aus dem Wege. Nur gegen Wilhelm bewies er ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit, und dieser nahm ihn auch in Schutz, wenn die übrigen Matrosen behaupteten, daß der Neger heimtückisch und rachsüchtig sei.

In Hamburg war Jim zugleich mit Wilhelm ausgemustert worden und hatte sich von seinem Lebensretter getrennt; nun saßen sie wieder in Steffen's Keller beisammen und stießen miteinander an.

„Verdammt guter Grog," sagte Jim nochmals und leckte sich die wulstigen Lippen, „ist überhaupt ein nettes Leben hier in Hamburg; der Teufel soll das Salzwasser holen!"

Wilhelm lachte. „Na, Jim, ich will Dir das nicht gerade übel nehmen; im Salzwasser schwimmt allerlei Viehzeug herum, aber man braucht ja nicht hineinzugehen."

Der Neger zuckte verächtlich die Schultern. „Sie meinen die Sache mit dem Hai, Master Will'm; ist Alles recht, aber die gibt's auf dem Lande auch, und vielleicht noch schlimmere; ich könnte eine Geschichte davon erzählen — Goddam!"

„Los damit, alte Haut!"

Sturm nahm seinen Tabaksbeutel heraus und begann sich eine kurze Thonpfeife zu stopfen; wenn der Andere ein „Garn spinnen" wollte, dann durfte der Stummel nicht fehlen.

Aber Jim schwieg. Er hatte die Arme auf den Tisch gelegt und starrte finster in sein Glas; der linke Aermel seiner Jacke war etwas zurückgestreift, und am Handgelenk zeigte sich eine tiefe ringsum laufende Narbe.

Als Sturm seine Pfeife anzündete, sah er die Narbe und frug: „Was ist denn das, Jim?"

„Die Zähne eines solchen Haifisches, Master Will'm; es hängt mit der Geschichte zusammen; ich will sie Ihnen später 'mal erzählen, heute nicht. Der Grog könnte mir schlecht schmecken."

Man hörte einige Augenblicke nur das Schnarren der Pfeife, dann frug Sturm: „Hast Du bei einem Schlafbaas Logis genommen, Jim?"

„Nein, weiter drinnen, am Ende vom Ebräergang."

Wilhelm schüttelte den Kopf. „Das ist eine schlimme Gegend — mitten im alten Gängeviertel. Seitdem die Wexstraße mitten hindurch gelegt worden ist, mag's ja besser geworden sein, aber trotzdem, wenn man dahineingeht, läßt man am besten die Uhr daheim. Was hast Du denn da zu suchen?"

„Nichts," entgegnete der Neger ruhig; „die Schlafstelle war billig."

Das Gespräch Wilhelm's mit dem Neger wurde durch den Eintritt eines neuen Gastes unterbrochen. Es war eine seltsame Erscheinung, die man gerade in diesem Lokal am wenigsten gesucht hätte, denn Alles deutete darauf hin, daß der Mann wohl niemals eine Schiffsplanke unter den Füßen gehabt hatte. Er war etwa fünfzig Jahre alt, unter Mittelgröße und etwas verwachsen. Ein struppiger fuchsiger Schnurrbart hing über die schmalen, fest zusammengepreßten Lippen nieder und verdeckte sie fast vollständig; die lauernden entzündeten Augen waren mit einer Stahlbrille bewaffnet und die ziemlich hohe, intelligente Stirn bis weit nach hinten von Haaren entblößt. Seine langen, hageren Hände trugen die Spuren von Tinte, und aus der Tasche des abgetragenen Ueberziehers ragte ein zusammengeknicktes Schriftstück hervor.

Er hing seinen röthlich schillernden Cylinderhut an den Ständer, zog den Kopf zwischen die Schultern und ging, die Hände langsam reibend, an den Ofen, um sich zu wärmen.

Steffen kam sofort hinter dem Verschlage hervor und frug höflich: „Glas Grog gefällig, Herr Doktor?"

Es gibt in Hamburg viele Personen, die sich dieses Titels erfreuen, aber auf diesen Mann paßte er doch ziemlich schlecht. Das fiel selbst Wilhelm Sturm auf, und er drehte erstaunt den Kopf, um die wunderliche Persönlichkeit näher zu betrachten. Wo hatte er diese verbissenen und verbitterten Züge schon gesehen?

Der Fremde nahm seinen Grog und setzte sich an das Ende des Tisches. Anfangs schien er ganz mit seinem Getränk beschäftigt zu sein, dann nahm er das schmale schmutzige Aktenstück aus der Tasche und begann in demselben zu lesen.

Aber seine Augen gingen immer wieder von dem Papier zu dem Gesicht des jungen Matrosen; es schien, als ob auch er nach einer Erinnerung suche und sie nicht finden könnte.

Dem Neger wurde dieses heimliche Beobachten unbehaglich; er legte seine Faust auf den Tisch und sagte ziemlich laut: „Was will die Landratte eigentlich hier? Kann sie nicht ihre Luken nach 'ner anderen Seite hin aufmachen?"

Steffen mochte Streit befürchten und mischte sich mit einer Neuigkeit ein. An den Tisch herantretend, sagte er: „Haben Sie es schon gehört, Doktor, das mit dem Brinkmann? Sie müssen ihn doch kennen, er wohnte ja auch früher in der Deichstraße?"

Der kleine Mann blickte hastig auf. „Sie meinen den Schiffsmakler Jakob Brinkmann?"

„Eben denselben; übrigens war er in den letzten Jahren nicht mehr Makler."

„Ganz recht; was ist mit ihm?"

„Ich dachte, Sie wüßten es schon, Sie wissen doch sonst Alles. Er hat sich heute Mittag den Hals abgeschnitten."

„Was Sie sagen, Steffen! Wirklich den Hals abgeschnitten?"

„Von einem Ohr bis zum andern," bestätigte der Wirth; „morgen steht es im Polizeibericht; es ist eigentlich schade um den Mann, der hätte ein besseres Loos verdient. Aber wenn das Unglück einmal kommen muß, dann bleibt es nicht bei einem allein, da kann man Gift darauf nehmen."

Der Andere nickte, er war sehr nachdenklich geworden.

„Erst der Prozeß," fuhr der Wirth fort, „und was für einer! Na, Doktor, nichts für ungut, Sie leben ja selbst davon, aber ein Unglück bleibt es doch für den, der bezahlen muß. Dann die Dummheit mit der zweiten Frau."

Wilhelm Sturm hatte inzwischen sprachlos dagesessen. Das Erstaunen und die Bestürzung war ihm deutlich vom Gesicht abzulesen. Daß Jakob Brinkmann todt sei, hatte ihm Käthe ja schon erzählt, aber daß er in dieser Weise geendet hatte, und gar erst heute—

„Sie haben ihn wohl auch gekannt?" frug der Fremde plötzlich über den Tisch. „Wenn ich nicht irre, sah ich Sie oft in Gesellschaft des Verstorbenen; Ihr Name —"

„Wilhelm Sturm von der „Fortuna." Und Sie, Herr, kommen mir auch bekannt vor. Aber ich vermag wenig zu sagen, wo ich Sie schon gesehen habe."

„Auf dem Bureau von Doktor [...]son," entgegnete Jener hastig. „Mein Name ist Sperber."

„Richtig, nun fällt es mir ein. Sie sind Bureauvorsteher bei dem Rechtsanwalt Wilson."

„Gewesen, Herr Sturm. Darf ich Ihnen meine Karte übergeben? Vielleicht finden Sie Gelegenheit, mich mit Ihrer geschätzten Kundschaft zu beehren."

Sperber nahm eine Karte aus der Tasche und reichte sie dem jungen Seemann hinüber. Auf derselben stand in schwungvoller Frakturschrift: „Joseph Sperber, Rechtskonsulent. Deichstraße 16. Hof. Parterre."

Sturm las und blickte befremdet auf. „Deichstraße 16? Ist das nicht dasselbe Haus, welches Herr Brinkmann früher besaß?"

„Ganz recht, und das er verkaufen mußte, weil der reiche Senator Steenhusen ihn um lumpige hundertfünfzigtausend Mark verklagte. Ja, Herr Sturm, so geht es in der Welt. Wenn ich die Sache in der Hand gehabt hätte, wer weiß, wie der Prozeß alsdann ausgefallen wäre. Aber mein früherer Prinzipal wußte sich auf die Geschichte keinen Vers zu machen."

Joseph Sperber nahm seine Brille ab und putzte die Gläser; seine grünen Augen funkelten in einem unheimlichen Licht, und der struppige Schnurrbart sträubte sich wie bei einer Katze.

„Ich verstehe mich nicht auf —"